



# Deutsche Internierten Zeitung.



Stall und Ökonomiegebäude der deutschen landwirtschaftlichen Interniertenschule  
bei Ermatingen.

(Das Gebäude wurde von den Internierten in diesem Sommerhalbjahre errichtet.)



Verkaufsfilialen in allen größeren  
Schweizer Städten.





## Der Dank Hindenburgs.

Großes Hauptquartier, den 3. Oktober.

Mit Seiner Majestät, meinem allergnädigsten Kaiser, König und Herrn haben weite Kreise des deutschen Volkes Anteil genommen an meinem siebzigjährigen Geburtstag. Der Tag ist dadurch für mich zu einem Festtag geworden, dessen herrliche Eindrücke bis an mein Lebensende in meinem Herzen haften werden. Meinen tiefempfundenen Dank kann ich nur auf diesem Wege aussprechen.

Durch all die ungezählten Beweise freundlicher Anteilnahme zieht sich gemeinsam der Ausdruck des Vertrauens, daß ich wie bisher mein ganzes Denken und Handeln als treuer Diener meines kaiserlichen und königlichen Herrn für das Wohl des Vaterlandes einsetzen werde. Diesem allseitigen Vertrauen entnehme ich die Berechtigung zu einer Bitte.

Wir haben im übermächtigen Ansturm unserer Gegner mit Gottes Hilfe durch deutsche Kraft widerstanden, weil wir einig waren, weil jeder freudig alles gab. So muß es bleiben bis zum letzten. „Nun danket alle Gott“. Auf blutiger Wahlstatt sorgt nicht, was nach dem Krieg werden soll. Das bringt nur Mißmut in unsre Reihen und stärkt die Hoffnungen unsrer Feinde. Vertraut, daß Deutschland erreichen wird, was es braucht, um für alle Zeit gesichert dazustehen, vertraut, daß der deutschen Eiche Licht und Luft geschaffen werden wird zu freier Entfaltung!

Die Muskeln gestrafft, die Nerven gespannt, das Auge geradeaus! Wir sehen das Ziel vor uns: Ein Deutschland hoch in Ehren, frei und groß! Gott wird auch weiter mit uns sein!

Generalfeldmarschall von Hindenburg.

## Die deutschen Kriegsanleihen.

Der gewaltige Krieg in seiner ungeheuren Ausdehnung und nie geahnten Dauer erfordert die äußerste Anspannung und die restlose Ausnutzung aller vorhandenen Kräfte, unter denen die wirtschaftlichen, besonders die finanziellen, eine Hauptrolle spielen. Bis zum Monat Mai d. J. hatte er, ungerechnet die unschätzbaren vernichteten Kulturwerte, etwa 300 Milliarden Mark verschlungen, von denen ein Drittel auf die Zentralmächte, zwei Drittel auf die Ententestaaten entfallen. Die kriegführenden Mächte haben diese Summen durch Anleihen auf verschiedene Weise beschafft, unter denen die deutschen Kriegsanleihen sich dadurch auszeichnen, daß sie im Inlande selbst aufgebracht wurden und Kurs und Zinsfuß ganz geringen Schwankungen unterworfen waren.

Alle sieben bisher aufgelegten Kriegsanleihen setzen sich, mit Ausnahme der dritten, aus der „Deutschen Reichsanleihe“, der eigentlichen Kriegsanleihe, und den „Deutschen Reichsschatzanweisungen“ zusammen, über die die Inhaber wie über jedes andere

Wertpapier durch Verkauf, Verpfändung usw. jederzeit verfügen können.

Die eigentlichen Kriegsanleihen dürfen seitens des Reiches frühestens zum 1. Oktober 1924 gekündigt werden; vor diesem Zeitpunkte ist also auch eine Herabsetzung des Zinsfußes ausgeschlossen. Sollte das nach jenem Termin beabsichtigt werden, so muß das Reich die Schuldverschreibungen kündigen und den Inhabern die Rückzahlung zum vollen Nennwert anbieten. Sämtliche bisher ausgeschriebenen Reichsanleihen sind zu 5% verzinslich, ihr Kurs schwankt bei den vier ersten um den von 98%, während er bei den drei letzten Ausgaben auf 98% festgelegt werden konnte. Bedingungen, Zinsfuß und Kurs der Kriegsanleihen konnten also seit Beginn des Krieges fast unverändert beibehalten werden, ihre Ergebnisse übertreffen jedesmal die Erwartungen: ein glänzendes Zeichen des Vertrauens in den Sieg unserer Waffen, ein Beweis auch, daß die Heilmarmee im Kampf ums Dasein ihr Alles daran setzt.

Folgende Zusammenstellung möge eine Übersicht über Kurs und Ergebnis der sechs ersten Reichsanleihen geben:

1. Anleihe, Kurs $97\frac{1}{2}\%$ , Ergebnis 3 480 Million. M.
2. " " $98\frac{1}{2}\%$ , " 8 106 " "
3. " " $99\%$ , " 12 160 " "
4. " " $98\frac{1}{2}\%$ , " 9 200 " "
5. " " $98\%$ , " 9 627 " "
6. " " $98\%$ , " 12 770 " "

Summa: 55 343 Million. M.

Um das Gesamtergebnis der sechs bisher abgeschlossenen Kriegsanleihen zu erhalten, muß man zu der erlangten Summe die Beträge der gezeichneten Deutschen Schatzanweisungen addieren. Diese wurden gleichzeitig mit den Reichsanleihen ausgegeben, sind aber untereinander von verschiedener Art und behalten nicht denselben Zinsfuß bei. (Nur neben der im Betrage von über 12 Milliarden gezeichneten dritten Anleihe wurden keine Schatzanweisungen aufgelegt.) Alle bisher emittierten Reichsschatzanweisungen sind in Hinsicht auf den Einlösungstag in Serien eingeteilt, wonach je die der ersten und zweiten Kriegsanleihe, der vierten und fünften, der sechsten und siebenten einander in manchen Punkten gleichen.

Bei der ersten Kriegsanleihe im September 1914 kam eine Milliarde in Schatzanweisungen zu demselben Zinsfuß ( $5\%$ ) und zu dem gleichen Kurse ( $97\frac{1}{2}\%$ ) wie die Schuldverschreibungen zur Ausgabe. Sie waren in fünf Gruppen zu je 200 Millionen eingeteilt, deren je eine halbjährlich in den Jahren 1918 bis 1920 ausgelost und ein halbes Jahr später zum Nennwert eingelöst wird. Die über die Milliarde hinaus gezeichneten Beträge wurden den eigentlichen Kriegsanleihen zugerechnet.

Wie die erste Ausgabe in Zinsfuß und Kurs mit der Kriegsanleihe übereinstimmend ( $5\%$ ,  $98\frac{1}{2}\%$ ) und in gleiche Serien eingeteilt war, so auch die zweite Emission von Schatzanweisungen im März 1915. Ohne daß ein Höchstbetrag für sie festgesetzt war, ergab auch sie etwa eine Milliarde Mark, die in gleicher Weise wie die erste in den Jahren 1921 bis 1923 zur Auszahlung kommt.

Die Deutschen Reichsschatzanweisungen der vierten und fünften Kriegsanleihe vom März und September 1916 wurden zu  $4\frac{1}{2}\%$  verzinslich zu dem Kurse von  $95\%$  ausgegeben. Sie sind beide in zehn Serien eingeteilt, von denen je eine in den Jahren 1923 bis 1932 ausgelost und zum Nennwert beglichen wird. Es bleibt den Inhabern jedoch überlassen, die ausgelosten Stücke gegen  $4\frac{1}{2}\%$  ige, bis zum 1. Juli 1932 unkündbare Schuldverschreibungen umzutauschen. Die Zeichnungen auf diese Art von Schatzanweisungen ergaben 1568 Millionen und 1 072 Millionen Mark.

Besonderes losartiges Gepräge haben die Schatzanweisungen der sechsten und der heute aufliegenden siebenten Kriegsanleihe. Die in Zeit-

abschnitten von einem halben Jahr aufeinander folgende Einlösung umfaßt einen größeren Zeitraum, weswegen die Rückzahlung mit  $110-120\%$  erfolgt, d. h. für 100 M. Nennwert werden 110 bis 120 M. zurückerstattet. Die Auslosung beider Schatzanweisungen, die wie die beiden vorhergehenden zu  $4\frac{1}{2}\%$  verzinslich sind, aber zu dem Kurse von  $98\%$  ausgeschrieben wurden, erfolgt nach demselben Plane und gleichzeitig, jedoch so, daß die entsprechende Gruppe der siebenten Anleihe mit der folgenden der sechsten zusammenfällt.

Die erste Auslosung der jetzt zur Zeichnung aufliegenden Deutschen Reichsschatzanweisungen erfolgt im Juli 1918 statt, die folgenden nacheinander im Januar und Juli jeden Jahres; sie werden an dem auf die Auslosung folgenden 2. Januar oder 1. Juli zunächst mit 110 M. für je 100 M. Nennwert zurückgezahlt. — Die nicht ausgelosten Schatzanweisungen sind seitens des Reiches bis zum 1. Juli 1927 unkündbar. Früherstens auf diesen Zeitpunkt ist das Reich berechtigt, sie zur Rückzahlung zum Nennwert zu kündigen, jedoch dürfen die Inhaber dann statt der Barrückzahlung  $4\%$  ige, bei der fernerer Auslosung mit 115 M. für je 100 M. Nennwert rückzahlbare, im übrigen den gleichen Tilgungsbedingungen unterliegende Schatzanweisungen fordern. Eine weitere Kündigung ist nicht zulässig. Während also im Rahmen der gestellten Bedingungen — der Zinsfuß zweimal nach je zehn Jahren um  $\frac{1}{2}\%$  fällt, (von  $4\frac{1}{2}\%$  auf  $4\%$  auf  $3\frac{1}{2}\%$ ) erhöht sich in derselben Zeit zwei Mal das Aufgeld um je fünf Mark für je 100 Mark Nennwert (von 110 M. auf 115 M. auf 120 M.)

Zu erwähnen sind noch die Umtauschbestimmungen, die es ermöglichen, gegen Eintausch früherer Schatzanweisungen und Schuldverschreibungen unter günstigen Bedingungen in den Besitz neuer Schatzanweisungen zu gelangen. Den Zeichnern neuer  $4\frac{1}{2}\%$  iger Schatzanweisungen ist es gestattet, daneben Schuldverschreibungen der früheren Kriegsanleihen und Schatzanweisungen der ersten, zweiten, vierten und fünften Kriegsanleihe in neue  $4\frac{1}{2}\%$  ige Schatzanweisungen umzutauschen, jedoch kann jeder Zeichner höchstens doppelt so viel alte Anleihen zum Umtausch vermelden, wie er neue Schatzanweisungen gezeichnet hat. Die  $5\%$  igen Schuldverschreibungen werden ohne Aufgeld umgetauscht; die Einlieferer von  $5\%$  igen Schatzanweisungen der ersten Kriegsanleihe erhalten eine Vergütung von zwei Mark, die Einlieferer von solchen der zweiten Kriegsanleihe eine Vergütung von 1,50 M. für je 100 Mark Nennwert. Beim Umtausch von  $4\frac{1}{2}\%$  igen Schatzanweisungen der vierten und fünften Kriegsanleihe ist für je 100 M. Nennwert ein Zuschlag von drei Mark zu zahlen. — Alle früheren Kriegsanleihen mit Ausnahme der vorigen Schatzanweisungen kommen bei der siebenten, bis Donnerstag, den 18. Oktober 1917, mittags 1 Uhr aufliegenden Anleihe wieder zur Geltung.

Übersichtlich stellen sich Zinsfuß, Kurs und Ergebnis der Reichsschatzanweisungen folgendermaßen dar:

der 1. und 2. Anleihe:

Zinsfuß: 5 $\frac{1}{2}$ %; Kurs: 97 $\frac{1}{2}$ %; Ergebnis: 2 000 Mill.

der 4. und 5. Anleihe:

Zinsfuß: 4 $\frac{1}{2}$ %; Kurs: 95%; Ergebnis: 2 640 Mill.

der 6. und 7. Anleihe:

Zinsfuß: 4 $\frac{1}{2}$ %; Kurs: 98%.

Die Summe der gezeichneten Schatzanweisungen ist nur ein Bruchteil von der der Reichsanleihen, die daher mit Recht als die eigentlichen Kriegsanleihen bezeichnet werden.

Wenn man bedenkt, daß bei den vom Feinde selbst fast ganz gesperrten Grenzen der Geldbestand des Deutschen Reiches sich während des Krieges nur um ein geringes ändern kann,

wenn man ins Auge faßt, daß in Kriegszeit im allgemeinen viel sparsamer gewirtschaftet wird als im Frieden, daß tausenderlei Dinge, die vorher vernachlässigt wurden, jetzt sorgfältig ausgenutzt werden, so wird man sich nicht mehr wundern, woher immer von neuem die Milliarden-summen für die Kriegsanleihen fließen. Das der Reichsleitung zur Verfügung gestellte Geld gelangt an Heer und Flotte, an Beamtschaft, Fabrikanten, Händler und Arbeiter, es dringt auf direktem oder indirektem Wege bis in die letzte Hütte. Das Reich braucht es wieder, um es für die Verteidigung des Deutschtums, für den Kampf ums Dasein von neuem in Umlauf zu setzen. Es wendet sich daher an jeden deutschen Reichsangehörigen im In- und Auslande und fordert ihn auf zur Zeichnung der deutschen Kriegsanleihen. B.

## Die Düna von Jakobstadt bis zur Mündung.

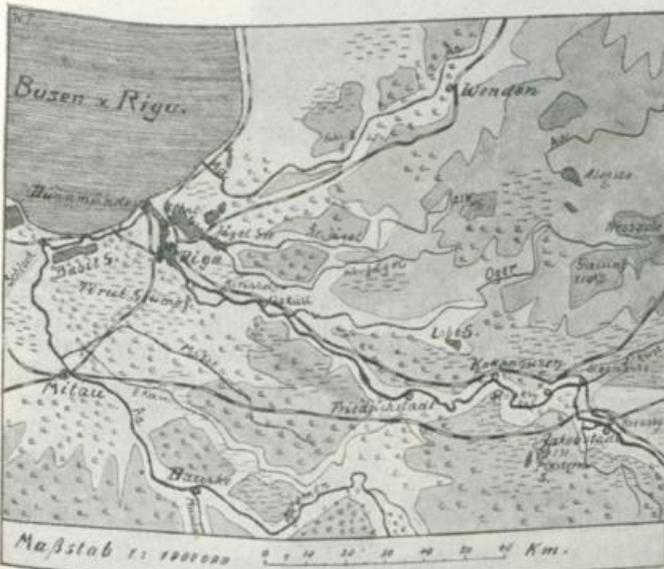
Lt. d. R. Fels, Ragaz.

Von den russischen Flüssen, die ihre Wasser zur Ostsee tragen, ist die Düna unbestritten der bedeutendste. Die Düna, von den Russen westliche Dwina genannt zum Unterschied von dem gleich-

Laufe fließen ihre Wasser dahin, vielerorts Sandbänke abladend. Weite Sumpfstrecken und ausgedehnte Wälder begleiten ihre flachen Ufer.

So erreicht sie, an Jakobstadt vorüberfließend, Glasmaner, wo sie die aus dem Lubahn-See kommende Ewst aufnimmt. Nun ändert sich ganz ihr friedliches Wesen. Nichts mehr von ihrer früheren gemächlichen Art. In jugendlichem Ungestüm stürzt sie sich mit reißender Wucht über Felsbänke und Klippen, wechselt in toller Laune ihre Richtung bald hierhin, bald dorthin, gleichsam als wolle sie ihre letzte Kraft sammeln, um den Durchbruch durch das Gestein, welches ihr die Baltischen Höhen hindernd in den Weg legen, zu erzwingen. So hat sie sich auf der Strecke von der Mündung der Ewst bis zur Mündung der Oger in das felsige alte Hochufer der Ostsee eingesägt und dadurch an dieser Stelle Landschaftsbilder von entzückender Schönheit geschaffen, die zu den besuchtesten Livlands gehören. Hohe Felswände, bald nackt wie Mauern, bald mit üppigem Grün bewachsen, treten an das Flußbett heran und fallen oft steil zum Wasser hernieder. Tiefe Schluchten, aus denen kleine Bäche schäumend herabstürzen, auf den Höhen zahlreiche Ruinen mittelalterlicher Ordensburgen, kurz, ein Gesamtbild, das wohl die Erinnerung an rheinische Bilder wachrufen kann, wenn auch die Verhältnisse kleiner, fast zierlicher sind.

Von der Mündung der Oger an, wo Üxküll gegenüber sich die letzten sanften Höhen vom Flusse verabschieden, fließt die Düna gelassenen Laufes durch die Riga-Mitausehe Ebene dem Meere zu. Eine eigenartige Erscheinung, die charakteristisch für den Unterlauf des Flusses ist, sind die sogenannten Holme, Inseln von wechselnder Gestalt, hier zerbröckelnd, dort sich wieder aufbauend. Meist länglicher Form, scheinen sie



Unterlauf der Düna.

namigen größeren Bruder im Osten des Landes, hat ihre Quellen auf dem Südabhange der Waldaihöhe, unweit von denen der Wolga. Anfänglich fließt sie nach Südwesten, dem Südfuße des Litauischen Rückens entlang bis etwa 50 km unterhalb der Stadt Witebsk. Von hier wendet sie sich fast rechtwinklig zu ihrer bisherigen Richtung nach Nordwesten, und hält diese Richtung auch durchweg bis zur Mündung bei. Nach einem stürmischen Oberlaufe nimmt die Düna abwärts Dünaburg ganz den Charakter eines Tieflandflusses an. In breitem, gemächlichem

auf dem Flusse zu schwimmen, so wenig ragen sie über den Wasserspiegel heraus. Man nimmt an, daß die Holme in der Hauptsache den mächtigen Eisschollen, die im Frühjahr den Fluß hinabtreiben, ihre Entstehung verdanken; doch scheint mir diese Erklärung wenig stichhaltig zu sein. Viele von den Holmen sind längst zu festen Inseln und Stätten menschlicher Siedlungen geworden. Auf Martinsholm bei Üxküll baute 1184 der Augustiner Chorherr Meinhard aus Seberg in Holstein, der erste livländische

sächlich flachgehende Barken und Flöße. Am lebhaftesten ist der Verkehr, wenn die Frühjahrs-schmelze den Wasserstand des Flusses auf den höchsten Stand bringt; während der trockenen Sommerzeit läßt er sehr nach, da dann Strom-schnellen, Klippen und Sandbänke, die vielerorts zutage treten, der Schifffahrt sehr hinderlich sind, so z. B. bei Kokenhusen und Stockmannshof, wo es der ganzen Kunst des Schiffers bedarf, ohne Unfall zu passieren; während der Wintermonate sperrt alljährlich das Eis den Strom. In den



Übergang deutscher Truppen über die Düna.

Glaubensbote, Burg und Kirche. Der größte der Holme ist der Dahlenholm oberhalb Riga, etwa 9 km lang und bis 3 km breit.

Als mächtiger Strom von 600—700 m Breite zieht die Düna an Riga vorbei. Weiter unterhalb empfängt sie dann noch auf ihrer rechten Seite den Abfluß des Stint- und Jägel-Sees, in welchen der große und kleine Jägel münden. Kurz vor ihrer Mündung endlich erhält sie noch den Zufluß der Bolderaa, einer Abzweigung der kurländischen Aa; dann ergießt sie sich in die weite Bucht des Busens von Riga.

Von jeher haben die Ströme in dem russischen Riesenreiche eine besondere Bedeutung für den Verkehr gehabt, vor allem in jenen Zeiten, da das Land noch so gut wie wegelos war. Sie waren die bequemsten Straßen, auf denen der fremde Kaufmann ins Innere des Landes gelangen konnte. So sind auch, nachdem die Dünamündung von deutschen Seeleuten aufgefunden war, hanseatische Kaufleute und deutsche Ordensritter flußaufwärts gezogen, kulturverbreitend und staatenbildend. Die schon erwähnten Burgruinen wie auch die zahlreichen deutschen Ortsnamen sind Zeugen ihrer Tätigkeit. Heute bildet die Wasserstraße der Düna ein wichtiges Bindeglied zwischen den großen Stromsystemen des Dnjepr und der Wolga, da sie mit beiden durch Kanäle in Verbindung steht. Als Transportmittel dienen haupt-

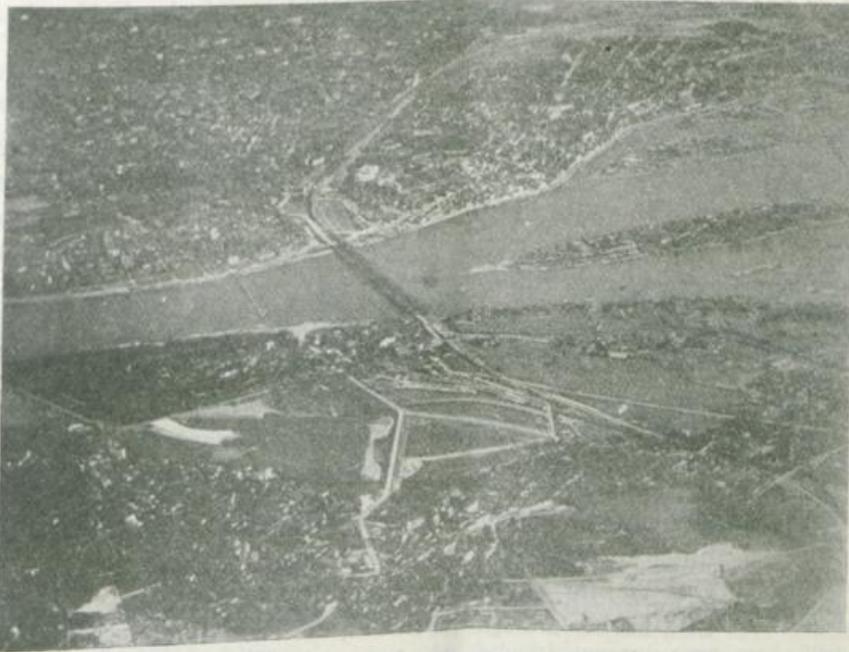
letzten zehn Jahren vor Ausbruch des Weltkrieges hat die russische Regierung große Anstrengungen gemacht, um durch eine Stromregulierung die Wasserstraße zu verbessern, allein bis heute haben die Bemühungen noch keine sonderlichen Ergebnisse erzeugen können. Wo nicht natürliche Höhen die Ufer und Ortschaften schützen, wie auf dem rechten Ufer von der Ewst bis zur Oger, da breiten sich Sumpf und Moor aus, menschenfeindlich, wegelos. Kleinen Dampfern ist es bei günstigem Wasserstand schon geglückt, flußaufwärts bis Dünaburg vorzudringen, doch kann von einer regelmäßigen Dampfschifffahrt bis dahin nicht die Rede sein. Diese beschränkt sich auf das Mündungsgebiet des Flusses.

Von den Niederlassungen an der unteren Düna soll an erster Stelle das durch die jüngsten kriegerischen Ereignisse im Osten bedeutungsvoll gewordene Jakobstadt erwähnt werden. Es ist ein weitläufig gebautes Landstädtchen mit etwa 6000 Einwohnern, von denen fast die Hälfte Juden sind. Jakobstadt ist eine Gründung des Herzogs Jakob von Kurland, des tüchtigsten Herrschers, den dieses Land gehabt hat, eines Schwagers vom Großen Kurfürsten. Der Ort treibt lebhaften Handel mit Leder, Tabak, Getreide und Branntwein. Über den Fluß führte in Friedenszeiten eine 230 Meter lange Brücke nach dem Städtchen Kreuzburg, das sich um das alte

Ordensschloß angebaut hat. Kreuzburg ist Bahnstation an der Hauptstrecke Riga—Dünaburg, wie auch an der Strecke Mitau—Riestiza, die unterhalb Jakobstadt die Düna überschreitet.

Von den zahlreichen kleineren Ortschaften mit ihren vielfach deutsch klingenden Namen, die talwärts die Ufer des Flusses säumen, sind schon einige erwähnt worden. Sie sind meist recht weitläufig angelegt, haben ein schmuckes

hüteten und mehrten, trotz der schweren Zeiten, die oft die Stadt heimgesucht. Die auf dem rechten Ufer der Düna gelegene Altstadt, rings von hübschen Anlagen und Gräben auf den Wällen der ehemaligen Festung umgeben, ist der eigentliche Kern der Stadt. Spitzgieblige alte Kaufmannshäuser geben diesem Stadtteile fast das Gepräge einer alten deutschen Stadt. Längst ist das neue Riga über die ehemaligen Grenzen



Fliegeraufnahme von Riga.

Kirchlein und stechen in ihrer Sauberkeit und Gepflegtheit wohlthuend von den schmutzigen Dörfern des angrenzenden Gouvernements Witebsk ab. Fast alle liegen auf dem erhöhten Ostufer des Flusses, das auch von Chaussee und Eisenbahn benutzt wird. Das linke Ufer hat infolge der ausgedehnten Sumpfstrecken wenige Niederlassungen. Nur dort, wo die großen Straßen von Mitau und Bauske auf den Fluß treffen, finden wir Friedrichstadt mit 6500 Einwohnern, meist Juden. Gegenüber auf dem rechten Dünaufer erheben sich die Ruinen eines 1224 von Bischof Albert von Azzeldern erbauten Schlosses.

15 Kilometer von der Mündung entfernt liegt zu beiden Seiten des Stromes die Hauptstadt Livlands, das Herz des Baltenlandes, Riga. Aus der kleinen Niederlassung, die Bischof Albert 1201 an der Mündung des deutschen Fließchens Rege gründete, ist eine mächtige Stadt von 400 000 Einwohnern geworden mit bedeutender Industrie und lebhaftem Handel. Daß die Stadt zu dem wurde, was sie heute ist, verdankt sie neben ihrer günstigen Lage an der Mündung eines großen Flusses nicht zum wenigsten dem geschäftigen Geiste jener Deutschen, die mit echt hanseatischer Zähigkeit das überkommene Erbe

hinausgewachsen; die Petersburger wie die Moskauer Vorstadt haben sich nach außen an den alten Kern angebaut, während auf dem jenseitigen Ufer der Düna sich die weite Mitauer Vorstadt dehnt. Drei große Brücken vermitteln den Verkehr über den Fluß; eine Schiffsbrücke, bislang Hauptverkehrsstraße, und zwei Eisenbrücken, dicht nebeneinander gebaut, deren eine der Eisenbahn dient. Der Verkehr auf dem Strom ist sehr lebhaft; stromauf, stromab wimmelt es von Fahrzeugen aller Art, selbst die Ozeandampfer fehlen nicht. Sehr große Seeschiffe mit bedeutendem Tiefgang können allerdings nicht bis Riga gelangen, da trotz vieler Arbeit die Fahrinne immer wieder versandet. Diese gehen in Dünamünde oder in der Mühlgrabener Bucht vor Anker und löschen dort ihre Ladung. Immerhin übertrifft Riga im Schiffsverkehr mit fast 4 Millionen Registertonnen der ein- und ausgelaufenen Schiffe noch den bedeutendsten Ostseehafen Stettin um mehrere hunderttausend Tonnen. Flußabwärts bis zur Mündung bildet die Düna einen fast ununterbrochenen Hafen, überall langgestreckte Ouais, Lagerhäuser und Holzschuppen.

Den militärischen Schutz der weitgedehnten Anlagen hat, nachdem Riga 1863 als offene Stadt erklärt war, die Feste Dünamünde übernommen.

Sie besitzt einen weitläufigen Winterhafen mit 5 Meter Tiefe, in welchem oft über 300 Schiffe vor Anker liegen. Eine Kleinbahn verbindet die wichtige Festung mit der Stadt Riga. Um den von See kommenden Schiffen die Einfahrt zu

erleichtern, hatte die Kaiserin Katharina einen Steindamm meerwärts bauen lassen. Auf diesem erhebt sich ein Leuchtturm, dessen Licht nunmehr deutschen Seeleuten den Weg ins Baltensland leuchtet.

## Der letzte Brief.

Von Kurt von Oerthel.  
(Nachdruck verboten.)

„Lies dieses Brieflein, Mutter, lies es gut —  
Es ist das letzte, und mit Herzensblut  
Und tausend frommen Wünschen dir geschrieben.  
Auf kühler Aue lieg' ich, wund und rot —  
Sei stille, Mutter! Stärker als der Tod  
Ist unser heißes, heißes, letztes Lieben.

Drei Tage ging die Schlacht mit wucht'gem Stoß,  
Da warf es mich vom Sattel, — Reiterlos!  
Zur Ernte ist es und im schönen Flandern. —  
Warum gerade mich die Kugel traf?  
Viel' Brüder schlafen schon den ew'gen Schlaf,  
Und träf' sie mich nicht, träf' sie einen andern.

Und legt' in meine wunde Fieberhand  
Ein Reislein, — — Dornen für das Vaterland!  
Das tät mir alle, alle Schmerzen nehmen. — —  
Und sacht versiegt der Strom, der mich durchbebt.  
Sieh, Mutter, — ja, das habe ich erlebt!  
Willst du dich noch um deinen Jungen grämen!?“

Ja, kurz und gut: Wie ich, im Mark gefällt  
So liege, geht es leise über's Feld,  
Wie Rauschen, weißt du, vor dem Sturmbeginn.  
Es ist so seltsam, Mutter! Frage nicht!  
Mir war, als glitte Christi Angesicht  
Ganz licht und langsam über's Schlachtfeld hin —,

Als rühre er mit sanftem Lilienschaff  
Die Brüder, die in ihrer Jugend Kraft  
Gesunken; treu erfüllter Pflicht zum Lohne.  
Herr, bleibe bei uns, sag' ich, denn es will  
Nun Abend werden! — Feierlich und still  
Hob er vom Haupte da die Dornenkrone

## Vom Ausharren.

Wir lesen nicht selten in Schlachtberichten aus alter und neuer Zeit, daß im Gewoge erbitterter Kämpfe zuweilen verhängnisvolle Augenblicke eintreten, wo die Truppen auf einen geringfügigen Anlaß hin bereit sind, den Widerstand aufzugeben und zu fliehen oder die Waffen zu strecken. Zu allen Zeiten hingen von solchen Augenblicken Sieg und Niederlage ab. Wenn die Widerstandskraft erschöpft und die Nerven zermürbt und müde sind, dann kann eine Kleinigkeit, ein Gerücht das Signal zur Panik und Flucht sein. Sache des Führers ist es dann, die weichende Mannschaft mit frischer Kraft zum Ausharren zu beseelen und sie mit einer letzten gewaltigen Anstrengung über den toten Punkt hinwegzubringen — oder es ist alles verloren.

Nicht nur im Grabenkampf und in der Feldschlacht, auch im friedlichen Leben daheim kommen immer wieder entscheidende Augenblicke, wo alles darauf ankommt, daß wir die Lähmung abschütteln, die uns zu übermannen droht, daß wir den toten Punkt überwinden und ausharren um jeden Preis — ausharren und hoffen von Stunde zu Stunde. Solche Augenblicke

kommen zu allen Zeiten, sie sind nie häufiger als im Kriege.

Wir wollen uns nicht ins Einzelne ergehen. Hart, ungeahnt hart ist der Krieg für uns, denen es in langen Friedensjahren fast allzu gut gegangen war, geworden. Die Armen und Einsamen wissen von Unglück und Kümmeris aller Art. Teuerung und wirtschaftliche Verluste bedrücken die meisten unter uns, Wunden und Schmerzen lähmen die Tatkraft, persönliches Leid macht den Betroffenen ratlos und irre in seinem Glauben an die Vorsehung. Fragen und Sorgen überall. Und Stunden kommen, wo wir keinen Ausweg mehr sehen aus unserem Leid und unseren Widerwärtigkeiten, wo alles Getane umsonst erscheint und die Zukunft in trüber Öde vor uns liegt. Unsere Widerstandskraft erschöpft sich in Sorge und Mühe, die Gedanken sind matt und hoffnungslos. Langsam treiben wir dem toten Punkt, dem verhängnisvollen Augenblick zu, der über unser Glück und unsere Zukunft für immer entscheiden mag.

Da gilt es dann zu tun, wie in der Schlacht die Führer handeln. Es gilt einen Augenblick

klar zu denken, es gilt auf alles Gute und Tapfere in uns zurückzugreifen und ruhig auszuharren. Immer noch eine Stunde gilt es zu warten. Dem Manne, der ausharrt und überwindet, gilt die Verheißung der Bibel.

Nur eine Weile aushalten und wie von ungefahr teilen sich die Wolken, ein erster freundlicher Sonnenstrahl fällt wieder in die bedrückte Seele. Eine zarte Hoffnung schimmert am Morgenhimmel, eine unerwartete Wendung der Dinge vollzieht sich. Helfende Hände strecken sich nach dem Versinkenden aus. Trost und Vergessen werden dem Unglücklichen gegeben, wo er es am wenigsten erwartet. Mit der neuen Morgenfrühe nehmen die Ereignisse ein anderes Gesicht an, wo gestern noch trübe Öde sich erstreckte, singen heute die Vögel. Die Blumen leuchten und duften wieder und der alte Himmel steht noch immer über dir. Noch lebst du,

noch ist Hoffnung. Verborgen, fern und heute noch unsichtbar glänzt hinter den Wolken schon dein Stern. Die kommende Nacht umhüllt die Trostlosigkeit von heute mit ihren weichen Schleiern, morgen regst du wieder die Arme und steuerst tapfer in die Zukunft hinein, umweht von günstigen Winden.

Auf dem Grabmal unseres großen Ernst Moritz Arndt, der in trostloser Zeit für die Befreiung des Vaterlandes vom Joch der Fremdherrschaft unermüdlich gearbeitet hat, als selbst der König und seine Umgebung an der Rettung verzweifelten, steht der stolze Spruch: „Die Energie ist die erste Tugend des Mannes.“ Dieselben Worte sollten als Inschrift auch über unserm Leben stehen und unsere Losung sein in allen trüben Tagen in Krieg und Frieden.

Gefr. Stuckmann.



### Sehnsucht des Gefangenen.

Jetzt wieder will die Sehnsucht mich erdrücken  
Nach deutschem Herbst und des Sturms Gewalten,  
Jetzt wieder möcht' ich meine Hände falten  
Und mit inbrünstig wogendem Entzücken  
Die Offenbarung wieder in mich trinken,  
Die Gott mir stets um solche Zeit gegeben  
Im Zug der Wolken, in des Blattes Beben,  
Und in der Sonne glutvollem Versinken,  
In der verlorenen Ebene eigenen Lauten,  
Im Kampf der blauen Dämmerung mit den Sternen,  
Und in Gedanken, die in weite Fernen  
Verirrt der Heimat süßes Antlitz schauen, —  
Die mir jetzt winkt mit abertausend Händen  
Und der ich fern — gefangen — muß verenden.  
Leo H. Wolf, Int.

### Notizen.

#### Richtige Adressen bei Sendungen an Kriegsgefangene im englischen Operationsgebiet.

Bei den Postsendungen an kriegsgefangene Deutsche, die sich in englischer Gefangenschaft befinden und in Frankreich in Arbeitskompagnien eingeteilt sind, kommen immer wieder Verwechslungen und dadurch bedingte Verluste oder Verzögerungen der Sendungen deshalb vor, weil die Anschriften von den Angehörigen nicht in der vorgeschriebenen Weise auf den betr. Poststücken angebracht werden. Von der Londoner offiziellen Stelle ist deshalb durch neutrale Vermittlung erneut auf die Erdschwerung und die Verzögerung aufmerksam gemacht worden, die der Postverkehr der Gefangenen durch derartige unrichtige Adressierungen erfährt und um entsprechende Belehrung der Angehörigen gebeten worden. Die Anschrift der Sendungen an Kriegsgefangene im englischen Operationsgebiet in Frankreich hat zu lauten:

To the prisoner of War No. . . . . (Gefangenennummer, Vor- und Zuname des Gefangenen)  
No. . . . . Prisons of War Compagnie B. E. F.  
France c/o General Post Office.  
London.

Diese Reihenfolge, zunächst Gefangenennummer, hierauf Vor- und Zuname des Gefangenen, dann Angabe des Regiments und der Kompagnie, in der der Betreffende vor seiner Gefangennahme sich befand, dann die Nummer der Arbeitskompagnie und schließlich der Vermerk, daß die Sendung über das General Post Office, London, zu leiten ist, ist strengstens einzuhalten, da sonst Verwechslungen zwischen der Gefangenennummer, der Nummer der Arbeitskompagnie und der früheren Regiments- und Kompagnienummer unvermeidlich sind und die richtige Ankunft der Sendungen in Frage stellen.

#### Als Zivilgefangenenlager wurden neu gemeldet:

Langonnet (XI. Region), Luçon (XI. Region), Blanzay (VIII. Region), Crest (IV. Region), Viviers (XV. Region), St. Remy (XV. Region), Draguignan (XV. Region).

#### Neue Hospitalorte mit deutschen Kriegsgefangenen.

St. Dizier (XX. Region, Etappengebiet), Neufchâteau (XX. Region, Etappengebiet), Narbonne (XVI. Region), Bayonne (XVIII. Region), Pauillac (XVIII. Region).

#### Offizierslager.

In Sistéron besteht neben dem Depot für Mannschaften ein Offizierslager, in dem sich 92 Offiziere und 47 als Ordonnanzen abkommandierte Mannschaften befinden.

Die Offizierslager in La Courtine und Clergoux-Sédières sind nach einer Mitteilung des Internationalen Friedensbüros vom 3. Oktober aufgehoben.

#### Neue Detachements.

1. Pernes zu Depot Serres-Carpentras (Vaucluse).
2. Carbon-Blanc zu Depot Bordeaux-Bastide.
3. Lautrais zu La Pallice.
4. Paray le Monial zu Nevers.
5. Cartravers zu St. Brieuc.
6. Reaux zu Rochefort sur Mer.
7. St. Martin de Jouillet zu Rochefort sur Mer.
8. Bignay zu Rochefort sur Mer.
9. Varedes zu Roche-Maurice.
10. Chagny zu Sennecey.
11. St. Julienne Ecuisses zu Sennecey.
12. Mervent zu Chantonnay.
13. Le Magnon zu La Pallice.
14. Limas zu Lyon Grange-Blanche.
15. Cie. des Mines de Craissessac zu Cette.
16. Perréon zu Lyon Grange-Blanche.
17. Manoir zu Rouen Quai de France.
18. St. Paul zu Montceau les Mines.
19. Gare St. Yzan de Soudiac zu Bordeaux.
20. Gare St. Symphorien zu Bordeaux St. Louis.
21. Tancarville zu Rouen Quai de France.



### Forstschule deutscher Internierter Schloß Hard, Ermatingen.

Die Forstschule deutscher Internierter schließt Mitte Oktober ihren II. Kursus mit einer Prüfung. Anfang November soll ein III. Kursus beginnen, zu dem noch Internierte als Schüler aufgenommen werden können.

Bei dieser Gelegenheit sei jedoch bekannt gemacht, daß vom kommenden Kursus ab in erster Linie nur

wege an die Kaiserlich Deutsche Gesandtschaft, Abteilung für Gefangenfragen, Sektion III (Unterricht), Bern, Effingerstr. 6a zu richten. Der Meldung ist beizufügen ein kurzer, selbstverfaßter und geschriebener Lebenslauf mit Angabe der schulmäßigen und beruflichen Vorbildung.

Über die Zulassung zur Forstschule geht jedem Gesuchsteller vom unterzeichneten Leiter persönliche Mitteilung zu. Unterricht und Lehrmittel sind unentgeltlich.



Lehrsaal der Forstschule deutscher Internierter auf Schloß Hard.

Berufsforstleute und eventuell gelernte Waldarbeiter als Schüler Aufnahme finden sollen. Maßgebende Persönlichkeiten in Deutschland weisen ausdrücklich auf die großen Bedenken hin, welche mit der Heranziehung neuer Kräfte, besonders solcher mit erheblich beeinträchtigter körperlicher Leistungsfähigkeit, zum Forstberufe geknüpft sind. Von der Annahme solcher Internierter, die bisher dem Walde fern gestanden, die also noch keine weitere forstliche Ausbildung genossen haben, muß mit Rücksicht auf die in Deutschland tatsächlich immer noch bestehende Überfüllung im Forstberufe, insbesondere soweit es sich um Anwärter der Privatforstlaufbahn handelt, abgesehen werden.

Der theoretische Unterricht an der Forstschule bezweckt in erster Linie Berufsforstleuten in der Internierungszeit Gelegenheit zu geben, ihre während der Kriegsgefangenschaft verminderten Kenntnisse wieder aufzufrischen und zu erweitern, um dadurch einen bleibenden Gewinn für ihre spätere Wirksamkeit zu erlangen.

Der Besuch der Forstschule soll ferner gelernten Waldarbeitern die Möglichkeit bieten, nach Rückkehr in die Heimat eine gehobene Stellung etwa als Vorarbeiter oder Waldwärter einnehmen zu können.

Der Unterricht ist Dienst und muß als solcher regelmäßig besucht werden. Nur Krankheit entschuldigt. Hausaufgaben sind gewissenhaft zu erledigen.

Gesuche zur Teilnahme am Unterricht der Forstschule sind rechtzeitig auf dem Dienst-

#### Der Unterrichtsplan

umfaßt folgende Fächer:

1. Waldbau,
2. Standortslehre,
3. Forstschutz,
4. Forstbenutzung einschl. Holzmeßkunde,
5. Waldwegebaukunde,
6. Grundzüge der Forsteinrichtung,
7. Forstvermessungslehre,
8. Forstbotanik der wichtigsten Waldbäume,
9. Jagdkunde,
10. Versicherungswesen (Kranken-, Unfall-, Invaliden- und Hinterbliebenen-Versicherung).

Falls die Witterungsverhältnisse es erlauben, findet wöchentlich einmal eine Forstexkursion in die umliegenden Waldungen Ermatingens statt.

Ermatingen, 5. Oktober 1917.

Marquardt.

Für die Kurse der landwirtschaftl. Schule, die am 1. November beginnen, können noch Bewerber angenommen werden. Die Gesuche sind ebenfalls auf dem Dienstwege an die Abt. G der Deutschen Gesandtschaft, Sektion III, Effingerstraße 6a, zu richten.

## Begräbnis eines deutschen Knaben.

Wir schreiten rauchend den Saumpfad am grünen Hang zum Dorfe hinunter. Dann biegen wir vom Wege ab, damit unsere Schuhe nicht staubig werden.

Unten lacht glänzend der Rhein und sprudelt den Himmel an. An den Hängen weiden Kühe und es ist ein klingendes Läuten in der Luft. In einem weichen Schwarz schmiegen sich die Tannen an die Berge und weiße Schneefirnen liegen wie Leinentücher auf den Kuppen. Die Sonne birgt sich noch hinter Höhen, aber die Goldränder lichter Wolken spiegeln ihren warmen Schein. Zarte weiße Gespinste ziehen durch das stille Blau und das Summen taumelnder Insekten mischt sich mit dem Zirpen der Grillen im Grase. Es ist wie ein Sonntag.

„Wo war es eigentlich?“ fragt einer und ein anderer macht eine vage Bewegung hinaus wo ein grauer starrer Fels den Blick festhält und böse ausschaut.

„Eine Kuh hat er abtreiben wollen, die zu nahe am Bruch war; da ist er ausgeglitten und abgestürzt, grade am Wasserfall!“

Die Schalen unserer Herzen sind noch zu hart, das Gehörte zu empfinden. Wir nehmen zwar kurz die Zigarren aus dem Munde und sagen mit dem Gehirn ein paar Worte. Aber es ist gleichermaßen eine höfliche Bewegung. Längst haben wir das Verhältnis zum Tod verloren.

Die Häuser im Dorfe sind still und gefestigt. Die offenen Fenster haben dunkle Schatten, wie Vorhänge, die nicht hineinschauen lassen. Ein Zaun, ein Steinaufwurf sondert die Anwesen ab und betont, daß sie uns fremd sind. Auf dem engen Weg reihen sich die Soldaten zu zwei und zwei und fallen gewohnheitsmäßig in ihren militärischen Schritt.

Die Ferienkinder stehen in ihren bunten Kleidchen zu einem scheuen Häuflein zusammengedrängt, wie neugekaufte Schäflein auf einer unbekanntenen Weide. Eine verlegene, fast gezwungene Traurigkeit schattet ihre Augen. Kinder sind wie wir; sie wissen das noch nicht vom Tode, was uns im Kampfe längstens wieder verloren ging.

Wir möchten sie an uns ziehen, ihnen über das Haar streichen, als einen Gruß an ferne Heimat, wo wir verbunden waren mit Menschen. Und langsam wird ein Wissen in uns wach, ein Ahnen, daß eine Mauer aufgerichtet ist zwischen uns und den anderen Menschen und wir noch nicht daran gedacht haben, die Türe zu suchen.

Ratlos stehen wir vor dem Unglück an sich. Es ist so unsinnig, so ohne Beziehung zum Zweck. Wir, wir waren doch zum Sterben bereit, damit Kinder leben konnten! Und hier fiel eins! Warum opfern sich denn Kameraden willig dem Tod, wenn ein Kind sterben muß durch blinden Zufall!

Der Leutnant steht auf einem moosigen Stein in der grünen Wiese, wo viele Blumen blühen und schaut zu uns herunter. Wir, die wir gewohnt sind, unter Befehl und Führung zu sein, schließen uns zusammen, wie wir es gewohnt sind. Wir nehmen die Mützen ab, da er sein Haupt entblößt und halten die Hände an uns, die sich nach den Kindern strecken wollen.

Sechs Soldaten nehmen den kleinen weißen Sarg und tragen ihn den steinigen Weg hinan. Behutsam schreiten sie, Schritt für Schritt, die Augen am Boden geheftet. Sie haben es ja alle gelernt, eine Last schonend zu tragen. Sie halten den Sarg, wie sie manchen Kameraden trugen, dessen Glieder zerfetzt im letzten Leben zuckend auf der Bahre lagen. Hinter ihnen gehen die Kranzträger. Kränze sind es, die wir aus Tannenreisern und Feldblumen banden, gleiche Kränze, wie wir sie oft toten Kameraden auf die Gräber legten.



Voran geht ein Knabe mit dem weißen Holzkreuz. Er hält es wie eine Fahne. Die Kinder sprechen halblaute Gebete, die Soldaten gehen fest und sicher, die Augen geradeaus, die Frauen am Ende des Zuges schluchzen und kannten doch kaum den kleinen Fremdling.

Durch reife, ernteschwere Felder gehen wir und ich muß immer an ein Bild denken von Christus mit seinen Jüngern.

Mäher stützen sich auf ihre Sensen, nehmen den Hut ab und beugen ihr Knie. Hinter uns tönt das Rauschen der fallenden Garben wieder auf.

In dem Städtchen ist die Straße sonntäglich still. Die Gebete klingen an den weißen Häusern wieder. Bürger treten aus der Tür, sich fromm dem Zuge anzuschließen.

Ein junges Zicklein läuft neben mir her, als wollte es sich in die Reihe drängen. Es hat ein schwarz-weißes Fell und trägt ein silberklingendes Glöcklein. Ich denke mir, daß es schön wäre, wenn es mit am Grabe stände, aber eine Handbewegung meines Vordermannes

scheucht es weg.

Die Kirche liegt in einem weiten grünen Feld, hinter sich die dunklen Berge. Am Sonntag saßen lachende Kinder auf der Kirchhofsmauer und sahen den Kühen zu, die auf der saftigen Matte weideten. Das Bild der Kinder auf der Kirchhofsmauer blieb mir im Herzen.

Das Grab liegt etwas hoch und kann über die Mauer hinwegsehen hinunter in das sonnige Rheintal und kann auch den bösen Felsen sehen.

Hier soll der deutsche Knabe ruhen.

Der alte Pater, der uns die Kinder brachte, spricht einen Nachruf. Seine Stimme stockt und ringt sich nur schwer aus erschüttertem Herzen. Viel kann er nicht wissen von dem fremden Kind, aber seine Liebe umfaßt es ganz. Und er erzählt:

„Vier Wochen sollen sich die Kinder hier erholen, aber Johannes schrieb am Sonntag an seine Eltern: ‚Ich werde den Winter über hierbleiben — —. Ich habe die Soldaten sehr lieb — —. Nun bleibt er wirklich hier den Winter und auch den Sommer und noch viele, viele Tage. — —.“

Da weiß ich nicht mehr, wie mir ist. Tränen, die erlösen wollen, brennen in meinen Augen. Erste Tränen in drei Jahren furchtbaren Krieges. Trockenem Auges sah ich den Freund neben mir stöhnend zusammen sinken, Leichenhaufen von Kameraden dienten als Deckung gegen den Tod. Alle Weichheit mußte verdorren in der Hölle der Schlacht, ersticken in Gestöhn, Geschrei und Blut. Mit gehämmerter Seele gaben wir Tod Hunderten und Gräber warfen wir auf für Hunderte und schlossen sie wieder und kein Gedanke kam uns an Weinen. Nun brennen Tränen in den Augen am Grabe dieses ungenannten Kindes und lösen sich und fallen ohne Halt. Und um mich kämpfen Männer wie ich mit ihren Tränen und halten sie nicht und müssen sie fließen lassen. — —

Feine helle Stimmchen singen:

Ihr Trauernden stillt die Tränen  
Und hemmet das Jammern und Sehnen,  
Wer wollte vergehend erbeben!  
Das Grab ist das Tor zu dem Leben. —

Bresche ist geschlagen in die harte Schale unseres Herzens, eine Tür geöffnet in der Mauer, die uns abschloß. — — —

Totes Kind, Du öffnest uns die Tür zum Leben!

K a m e s, Int., Disentis.

## Meister- und Gesellenprüfung an der Internierten-Fachschule in Davos.

Schon zum zweiten Male, seitdem die gastliche Schweiz unseren schwergeprüften kriegsgefangenen Soldaten die Tore geöffnet hat, konnte die Internierten-Fachschule in Davos ihre Meister- und Gesellenprüfung abhalten. Die Prüfung fand vom 10. bis 14. September in Gegenwart des Herrn Oberstleutnant Nienhaus, einiger unserer hier internierten Offiziere und einer Abordnung der Konstanzer Handwerkskammer statt.

Die Prüfung bewies, daß die Internierten-Fachschule, deren Leiter der Gewerbeschuldirektor Ziegler aus

ein Meister- bzw. Gesellenstück anzufertigen. Rühmend muß hervorgehoben werden, daß deutsche und schweizerische Handwerksmeister in Davos das Amt der Prüfungsmeister bereitwillig und gern übernommen hatten. Auch für die Angehörigen solcher Berufe, die hier in Davos nicht vertreten sind, wie Former, Dachdecker, Brücken- und Wagenmonteure wurde Rat geschaffen. Diese wurden von auswärtigen Betrieben, insbesondere von Churer Firmen, zur Ablegung ihrer praktischen Prüfung aufgenommen.

Durch die Meisterprüfung hat eine außerordentlich wertvolle vaterländische Arbeit ihren Abschluß gefunden. Leute, die durch den Krieg und vor allem durch das Geist



Internierte in Küßnacht a. d. Rigi mit ihrem Platzkommandanten.

Solingen ist, durchaus Erfreuliches leistet. Die Prüflinge zeigten, daß sie in Bezug auf ihre theoretischen Kenntnisse und ihre Fertigkeit im Handwerk für eine selbständige Stellung in ihrem Berufe in vorzüglicher Weise vorbereitet worden sind. Von den 34 Schülern, die sich zur Meisterprüfung gemeldet hatten, bestanden 2 sehr gut, 7 gut bis sehr gut, 10 gut, 8 ziemlich gut bis gut und 7 ziemlich gut. 9 Schüler, die die praktische Meisterprüfung wegen zu kurzer Gesellentätigkeit nicht ablegen konnten, bestanden die theoretische mit gutem Erfolg. Ferner wurden fünf Internierte zur Gesellenprüfung vorbereitet, aus der diese auch mit anerkannter Leistungen hervorgingen. Bei Schülern und Lehrern hatte man den Eindruck, daß hier mit deutschem Fleiß und deutscher Gründlichkeit gearbeitet worden war, trotzdem allerlei Hindernisse äußerer und innerer Natur sich in den Weg gestellt hatten.

Die Hindernisse äußerer Art waren recht mannigfaltig. So wurden viele Schüler in der letzten Zeit durch Notstandsarbeiten, Torfstechen und Heuernte aus ihrer regelmäßigen Arbeit herausgerissen, worunter der Schulbetrieb natürlich außerordentlich zu leiden hatte. Ein bevorstehender Austausch verlangte außerdem einen früheren Prüfungstermin, als man vorgesehen hatte. Die Hauptschwierigkeit aber bei Kursen dieser Art bildet wohl die Verschiedenartigkeit der Berufe. Unter den 48 Prüflingen waren folgende Berufe vertreten: 6 Bauschlosser, 5 Möbeltischler, 5 Photographen, 4 Monteure, 3 Schneider, 3 Bäcker, 2 Schuhmacher, 2 Maler, 1 Mechaniker, 1 Büchsenmacher, 1 Wagenschmied, 1 Kupferschmied, 1 Former, 1 Schriftsetzer, 1 Maurer, 1 Dachdecker, 1 Glaser, 1 Töpfer, 1 Polsterer, 1 Metzger, 1 Gärtner, 1 Friseur, 1 Installateur, 1 Blechner, 1 Pflasterer und 1 Sattler. Die Tatsache, daß alle diese Schwierigkeiten überwunden und so gute Ergebnisse erzielt wurden, ist für Lehrer und Schüler ein gleich hohes Lob.

Was die praktische Prüfung anbelangt, so wurde im Interesse einer tüchtigen Ausbildung der Leute von einer Arbeitsprobe abgesehen. Dagegen hatten alle Kandidaten

und Körper abstumpfende Leben in der Gefangenschaft ihrem Beruf für lange Zeit entzogen waren, haben nicht nur ihre volle Erwerbsfähigkeit wiedererlangt, sondern sind auch in den Stand gesetzt worden, eine selbständige Stellung einzunehmen, als Meister in ihrem Berufe und Kreise zu wirken. Wir können den Internierten den Besuch des neuen Kursus, der Anfang Oktober beginnt, nicht warm genug empfehlen. Diese Meisterkurse tragen mit dazu bei, unserem lieben Vaterlande tüchtige Männer auszubilden, die es nach dem Kriege zum Wiederaufbau seines Wirtschaftslebens so dringend nötig hat. O. Sch.

Am 20. 9. fand die Hochzeit des Gefreiten Aug. Beckmann, I.-R. 65, mit Fräulein Maria Gilles aus Köln statt.

Am 22. 9. trafen 8 deutsche und österreichisch-ungarische Zivilinternierte in Davos und 31 in Klosters aus Frankreich ein.

Am 28. 9. wurde durch Hauptmann von Goetzke folgenden drei Internierten das E. K. II. Kl. überreicht: dem Unteroffizier Wilhelm Koehn, Pion. 2, dem Gefreiten Fritz Hofmann, I.-R. 111 und Hermann Goedje, I.-R. 76.

### Klosters.

Am 27. September setzte unser Chronist seine Brille auf, schnitt sich mit sonderlicher Sorgfalt eine neue Feder und schrieb:

„Heute fand anhier die Trauung des Unteroffiziers Alwin Monécke aus Stutzhaus (Herzogtum Gotha) mit Fräulein Klara Groß aus Ohrdruf statt.“

Mit dieser kurzen Bemerkung hielt er eine Tatsache fest, deren Vorbereitungen bis in jene goldene Zeit, wo es noch keinen Krieg gab, hineinreichen, und von dem Hochzeitstag des jungen Paares kann man füglich behaupten: Spät kam er . . . . .

Doch er kam! Er wäre schon vor drei Jahren gekommen, hätte nicht der Kriegsgott plötzlich die Trommeln

wirbeln lassen und die Männer hinausziehen heißen zum Schutze alles Lieben, das wir Heimat nennen. Da stünde heute auf dem Thüringer Wald droben ein Haus mehr, das die Jahreszahl 1914 trüge, und aus seinen Fenstern schauten zwei — vielleicht auch drei oder vier blaue Augenpaare über die waldgrünen Höhen hinab ins sonnenhelle, herbstlichgoldene, fröhliche Thüringerland . . .

Nun ist das Haus nicht gebaut, und die, die seine Bewohner wären, sind nicht einmal daheim. Hier oben in den schönen Bündner Bergen haben sie sich nach langer Trennung wiedergefunden, und ihrem Sehnen ist Erfüllung geworden.

Mit feinen, tiefempfundenen Worten, heimatliche Bilder streifend, hat der lebenswürdige Ortsgeistliche, Herr Pfarrer Jecklin, ihren Bund gesegnet; in kleinem, aber frohem Kreise, in dem zur Freude der Teilnehmer unser verehrter Platzkommandant, Herr Oberltn. Schelling nicht fehlte, ward nachher noch manch ernstes und heiteres Wort gesprochen.

Möge die Lebensfahrt des jungen Paares ihrem sonnigen Hochzeitstage gleichen, möge ihnen bald nach kurzer Trennung eine Wiedervereinigung und dauerndes Beieinanderbleiben auf friedlicher Heimatscholle beschieden sein!  
Z.

### Walzenhausen.

Die hier am 26. 9. morgens einsetzende Kartoffelernte auf den zwei Morgen großen, durch Internierte angepflanzten Feldern förderte von  $8\frac{1}{2}$  Zentner Aussaat 81 Zentner gute brauchbare Speisekartoffeln, 10 Zentner Saatkartoffeln und ungefähr 10 Zentner Viehkartoffeln zutage. In einem Tage waren sämtliche Kartoffeln bereits verkauft, so daß nicht einmal alle Bestellungen berücksichtigt werden konnten. Die Ernte ist eine sehr gute zu nennen.  
W. Sch.

### Lichtensteig.

Am Dienstag den 2. Oktober fand in Lichtensteig im Hotel Krone unter dem Vorsitz des Herrn Oberleutnant Bahr eine Feier anlässlich des 70. Geburtstages S. Exz. des Generalfeldmarschalls von Hindenburg statt. Außer den hier internierten Kriegsgefangenen nahmen die im benachbarten Wattwil untergebrachten Zivilinternierten, Deutsche, Österreicher und Ungarn, sowie als Gäste hiesige Ansässige deutscher Herkunft teil. In längerem Vortrag feierte Herr Oberleutnant Bahr den Menschen und Soldaten Hindenburg und schloß mit einem begeistert aufgenommenen Hurra auf den Gefeierten. In weiterem gemütlichen Verlauf des Abends wurde noch manch volles Glas auf das Wohl des großen Feldherrn geleert und nur ungern folgte man dem lichterlöschenden Gebot des gestrengen Nachtrates. Man ging auseinander mit dem Wunsche, der den Schluß des gehörten Vortrages bildete: „Möge der Gefeierte dem deutschen Volke noch lange in Kraft und Gesundheit erhalten bleiben!“  
L.

### Beckenried.

In der Frühe des Hindenburgtages traten wiederum acht Kameraden die lang ersehnte Heimreise an. Wir beneiden sie doppelt, weil sie an dem Tage wieder deutsche Erde betreten dürfen, an dem das Vaterland schöner denn je das Bild felsenfester Zuversicht und unbeugsamen Willens zum Siege zeigt; ihnen wird der Tag doppelt unvergeßlich sein.

In später Abendstunde versammelten sich die internierten Offiziere und Mannschaften am mondbeglänzten See unter den Bäumen des Parkhotels, um in stiller Feier unsern Hindenburg zu grüßen. Herr Major Fabricius sprach in schlichten Worten aus, was wir Hindenburg zu danken haben.

Mit der Überreichung des E. K. II. Kl. an den Soldaten Joh. Feldmann, Füs. 39/7 fand die würdevolle Feier ihr Ende, und wir kehrten heim, um in stillem Gedenken den Rest des Abends zu verbringen.  
S.

### Weggis.

Am 1. Oktober fand in Weggis die Trauung von Leutnant d. R. Martin Wallmann aus Stettin mit Fr. Lena Welch aus Kammergut Lehesten bei Jena statt.

### Brunnen.

Eine Doppelfeier seltener Art vereinigte am Montag den 1. Oktober, abends, die Internierten des Hotels Bellevue und die Mitglieder des Internierten-Gesangvereins „Feldgrau“ im großen Saale des genannten Hotels.

Zunächst galt es, die Vermählung des Kameraden Karl Schmitt mit Fräulein Sophie Winheim aus Hilders bei Fulda zu feiern.

Einem Begrüßungs- und Festchor des Gesangvereins folgte die Ansprache eines Kameraden, der gleichzeitig sinnige Geschenke überreichte und dann wechselten ernste und heitere Gesänge und Rezitationen mit Musikeinlagen und gemeinschaftlichen Liedern in bunter Reihenfolge ab. Als Solisten sind ganz besonders zu nennen: Frau Schölling, die mit einer lieblichen Sopranstimme die Zuhörer überraschte und fesselte, Herr Frz. Müller, dessen wuchtiger Baß wie Orgelklänge durch den Saal flutete, Herr Emil Ziegler, der mit seinem Bariton solo sich ebenso den Beifall aller ersang, und als Rezitatoren die Herren Meyer und Führer.

Die zweite Feier galt den zur Rapatriierung kommenden Kameraden. Da sorgten neben den vorbenannten Solisten vor allem die Kameraden Hasenbach, Schumm und Jos. Müller mit ihren vorzüglichen Couplets, dann auch Kamerad Hammerdinger mit seinen Dialektvorträgen und einem „echten“ Schuhplattler dafür, daß die Wogen des Frohsinns recht hoch gingen.

Leider war als Ehrengast nur der Platzkommandant, Herr Hauptmann Dr. P. Auf der Mauer erschienen, der aber um so freudiger begrüßt wurde und der sich auch, zur Freude aller, recht bald in die allgemeine Frohlaune hineinfand.

Als man am Morgen die scheidenden Kameraden zur Bahn brachte, herrschte völlige Übereinstimmung darüber, daß man den letzten Abend so bald nicht vergessen wird, weder die einen, die freudigen Herzens der Heimat entgegen eilen, noch die „trauernden Hinterbliebenen“.  
H. F.



Hindenburgtruhe.

Entwurf von Ing. Klinkmann, ausgeführt von Internierten der Metallbearbeitungswerkstätte Rorschach.

### Die Deutsche Gesandtschaftsschule in Bern.

Es sei zu dieser Neugründung noch folgendes bemerkt: Im Oktober 1916 gab der zur Universität kommandierte Kand. d. höh. Lehramts J. Pradel einigen Schülern Privatunterricht. Die Zahl der Schüler wuchs, so daß Herr Major von Polentz anregte, eigene Räume für den Unterricht zu mieten und eine Schule zu gründen. Die Einzelkurse wurden organisiert und aus den Reihen der Studierenden, soweit sie ihre lehr- oder pfarramtlichen Prüfungen gemacht hatten, die Hilfskräfte herangezogen.

Die Schule besteht seit Juni d. J. und umfaßt die Klassen: 3. Vorklasse (1. Schuljahr) bis Obersekunda einschließlich. Gelehrt wird nach deutschen Plänen. Die alten Sprachen

und die mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer werden als gleichwertige Disziplinen behandelt. Die neuen Sprachen werden ganz besonders gepflegt. (Vereinigung von Gymnasial- und Oberrealschul-Lehrplänen.) Die Zahl der Schüler beläuft sich auf 18.

Die erfolgenden Neuanmeldungen beweisen, daß die Schule einem dringenden Bedürfnis entgegenkommt. Nähere Auskunft bei dem Leiter J. Pradel, Maulbeerstr. 10<sup>1</sup> oder bei Sektion III der Kaiserl. Deutschen Gesandtschaft, Bern, Effingerstr. 6a.



## Der letzte Kampf.

(Schattenbild.)

Weithin dunkle Massen, ein Haupt, eine Hand,  
 Alles ein Körper — aus fernem Land  
 Drohend zum Kampf gegen Deutschland gerückt,  
 Rächend vom Schicksal zu Boden gedrückt,  
 Zwischen Drähten sich windend in Qual und Krampf,  
 Unter Stöhnen und Ächzen — der letzte Kampf.

Wolf, Bern, Elisabethenstr. 43.

### Eindrücke im Trommel- und Sperrfeuer.

Seine Erlebnisse während der Kämpfe bei der letzten Offensive an der Westfront schildert mit seltener Anschaulichkeit ein deutscher Mitkämpfer und bietet so ein höchst eindrucksvolles Bild von den Schrecken der modernen Schlacht:

„Der rasende Artilleriekampf übertrifft alles, was Menschen sich nur vorstellen können. Abgesehen von Batteriestellungen, Ortsunterkünften, Munitions- und Pionierdepots, Straßen, Bahnen usw. belegt der Gegner — im Gegensatz zur Sommeschlacht — das weitere Hintergelände nur vereinzelt mit Streufeuer; dafür konzentriert sich die ganze Wucht seiner ungeheuerlichen Artilleriestaffeln auf einen breiten Frontgürtel. Wie das Gelände aussieht, kann sich selbst nach Photographien kein Mensch vorstellen, der es nicht mit eigenen Augen angesehen. Und wer es gesehen, kann sich wieder kein Bild von seiner früheren Beschaffenheit machen; denn wer von unserer Höhe aus mal einen Blick über das weite, öde Lehmkratergelände wirft, kann unmöglich glauben, daß hier einmal grüne Wiesen, Kartoffel- und Getreidefelder, Hecken und Wälder, Häuser, Gehöfte, Ortschaften gestanden haben sollen. Loch an Loch, Trichter an Trichter und Wasser, Wasser, Wasser. Ganz am obersten Rand eines Wassertrichters scharren wir uns ein Plätzchen, gerade so groß, daß wir zwei Mann, wie ein Knäuel zusammengerollt, in dem Loch, durch die lehmbeschmierte Zeltbahn gegen „oben“ geschützt, den ganzen Tag kauerten. Gesicht, Helm, Hände mit dickem gelbem Lehm beschmiert, um uns nur nicht von der gelben Lehmfläche zu unterscheiden. Denn mit dem ersten Morgengrauen sind die engl. Flieger zum Greifen nahe über uns. Wehe, wo sie ein Lebewesen entdecken! Tut, Tuut, Tuut — Eiskalt läuft es jedem über den Rücken, wenn dieses schauerliche Tuten ertönt. Wem mag es diesmal gelten? Bloß nicht hochsehen, sich nicht rühren! Ssst, Ssst, ratsch, ratsch, sst — Schlag auf Schlag heult der Stahlhagel, vom tutenden Flieger geleitet, auf die Unglückseligen, die sich vielleicht bewegt haben, deren Zeltbahn vielleicht nicht genügend sorgfältig mit Lehm beschmiert war.

Doch auch wir, die man in unserer atemlosen Erstarrung unter der Lehmdecke nicht bemerken kann,

bleiben von dem Granathagel nicht verschont. Aber, so sehr ich auch vom Tode verfolgt wurde und um mein Leben betete — nie in meinem Leben habe ich je so gebetet — wenn ich sah, wie Gottes Hand über uns war, ich habe das Gefühl nicht verloren, daß mir die Granaten nichts anhaben konnten. Unmittelbar neben uns krepieren sie; rechts, links, vor, hinter unserem Schlupfwinkel schlugen sie ein, wir blieben verschont. Sobald es finster wurde, hieß es aber raus. Manchmal bis zum Bauch im Wasser kauerten wir in den Trichtern zu zweien und dreien, mit gespanntem Gewehr, aufgepflanztem Bajonett, den Dolch gelockert, die Handgranaten geschärft, zum Wurf bereit, und spähten, spähten, daß die Augen schmerzten. Was Wunder, daß die abgespannten Nerven manchmal durchgehen und Nervosität Gespenster sieht! Fortwährend blitzen die Leuchtraketen in die undurchdringliche Finsternis. Da auf einmal schlägt vom rechten Flügel plötzlich stärkstes Gewehrgeknatter in das Grollen und Brausen der Geschütze. Noch angestrebter bohrt sich der Blick in die Finsternis, das Blut pocht in den Schläfen. Niemand merkt, wie rechts, links, vor, hinter uns die Granaten krachend einschlagen, und — Wunder! — fast keiner wird verletzt. Der Gegner setzt uns arg zu, besonders auf dem rechten Flügel. Schrapnells, Granaten, leichte, schwere, Brandgranaten, Nebelbomben. Ein dicker Nebelschleier hindert dort vollständig jede Sicht.

Da plötzlich und da auch — Leuchtkugeln, aus Leuchtpistolen und Granatwerfern über die undurchsichtige Nebelwand emporgeschleudert: das Zeichen, wenn kein Fernsprecher mehr existiert, das Zeichen, allen im Umkreis von vielen Kilometern sichtbar, allen nur zu wohl bekannt, das Zeichen, das jeder Nerv aufs äußerste spannt, jede Muskel strafft, das die Adern zum Platzen schwillt: „Sperrfeuer!“ Kaum 2–3 Sekunden, da steigen durch die Stafettenketten, durch die Kommandostellen meilenweit ins Hinterland Leuchtkugeln auf, Leuchtkugeln: „Sperrfeuer“. Hunderte von weißen Leuchtkugeln erhellen das Vorgelände fast sonnenhell. Tausende, Zehntausende, von Fäusten fassen krampfhafter um den Kolben, Tausende von Händen greifen schon nach der Reißschnur der wurfertigen Handgranate, fester ziehen die Scharfschützen die Musketen in die Schulter, fast jeder Atem stockt: „Sperr-

feuer!!!! Mit einem Schlage schweigen auch Hunderte von Batterien, die Fernfeuergeschütze, die Kampfartillerien, die Mörser, die gerade dabei waren, das feindliche Kampfgebiet abzustreuen, den Verkehr auf Straßen und Bahnen zu stören, die englischen Gräben zu belegen. Die Gegnerischen Batteriestellungen einzudecken. Aber nur Sekunden dauert das Schweigen, Sekunden nur, um die Geschütze auf das festgelegte Sperrfeuerziel herumzureißen. Dann braust der atemraubende Orkan über uns: „Sperrfeuer!!!!“ Tausende von Rohren jagen Stahl und Eisen, Granaten und Schrapnells, leichte und schwerste Kaliber vor unsere Stellung. Nur wer einmal gesehen hat, was die Batterien hergeben müssen, der weiß, welche Anforderungen das Sperrfeuer an den Artilleristen stellt. Fast splitter-nackt, nur in Hose und Stiefeln, bedienen schweißgebadete, pulverschwarze Gestalten die unersättlichen Rohre. Schlag auf Schlag rattern die Abschüsse oft stundenlang, bis die Rohre weiß glühen oder bersten: „Sperrfeuer!!!!“ Klirrend und kreischend bersten waschkessel große Minen, mannshohe Torpedos zwischen dem krachenden Eisenhagel, pfeifend hämmern die Maschinengewehre dazwischen, den furchtbaren Vorhang zu schließen. Und hinter all diesem Tosen liegen wir, die Waffe im Anschlag, und starren, starren auf das grausige Schauspiel, harren auf den Feind, der durch diesen todbringenden Panzer anstürmen soll, der ja jeden Augenblick kommen muß. Und merken nicht, wie tief wir im Wasser liegen, wie die Reste des Stacheldrahts, der hier wohl einmal ein Hindernis bilden sollte, und die Uniform zerfetzen uns das Fleisch zerschneiden, merken nicht, daß auch der Engländer uns mit einem Graden nathagel überschüttet. Nurs pähnen, spähen! Werden sie bis zum Nahkampf kommen? Werden wir sie erledigen können? Wieviel mögens überhaupt noch sein? Bin ich womöglich allein? Doch nein, hier neben mir stiert noch W... dem Feinde entgegen. Und meine Pflicht kommt mir jetzt auf einmal zum Bewußtsein. Von Trichter zu Trichter wälze ich mich, nach meinen Leuten zu sehen. Alle sind noch auf ihrem Posten. Ein aufmunterndes Wort, eine kurze Ermahnung... plack, plack, plack, als ob man eine aufblasene Dütte aufknallt, hört es sich an, und fast gar keine Splitter fliegen von den platzenden Granaten rings um uns. Doch... ein Geruch nach süßlichem gebratenen Fleisch, nach Flieder... Gas!!! Im Nu ist die Büchse aufgerissen, schon tränen die Augen, das Tragband um den Hals geworfen, den Stahlhelm heruntergeschleudert, blitzschnell greifen die Fäuste in die Gummizüge, reißen die Maske auseinander, jetzt nur nicht verheddern im Finstern und nur nicht einatmen. Gottlob, mit einem Ruck sitzt die Maske. Es war die höchste Zeit. Und weiter

lauern wir nach vorne. Wird's zum Nahkampf kommen, zum Metzeln mit Handgranate und Bajonett, mit Dolch und Kolben, mit Beilpicke und Totschläger, zum Morden durch gegenseitiges Herabreißen der Gasmaske? Oh, dieser letzte schreckliche Gedanke an den gräßlichsten Tod mit oft tagelangem Quälen!

Aber niemand kommt, das Sperrfeuer flaut ab, hört auf. Ist der Feind abgeschlagen, oder ist der ganze Höllentanz nur durch die Nervosität eines überreizten Sperrfeuerpostens, der die erste Leuchtkugel abschoß verursacht? Wir wissen es nicht. Endlich, endlich dämert der Morgen. Noch deckt ein Nebelschleier den Boden, aber jeden Augenblick kann es sichtig werden, und schon kreisen die Flieger über der Dunstschicht. Wir müssen uns wieder verkriechen, müssen uns einzig und allein auf die Gewissenhaftigkeit der Posten verlassen, die unverwandt feindwärts spähen. In ihrer Hand ruht das Schicksal Hunderter, Tausender, vielleicht der Ausgang des ganzen Kampfes; diese beiden halben Übergangsstunden, Morgengrauen und Abenddämmern, sind die gefährlichsten. Doch glücklich gehen sie diesmal vorüber. Der Tag bricht an. In Schwärmen kreisen die feindlichen Flieger über unseren Linien bis weit ins Hintergelände. Unsere braven Staffeln, besonders der allgegenwärtige Richthofen mit seinen roten, gelben, blauen, grünen Vögeln, werden sichtbar. 7 Uhr morgens! Mit einem wahnsinnigen Schrapnellfeuer, das den ganzen Himmel in einen getupften Stoff verwandelt, suchen unsere Batterien, Die feindlichen Aufklärer zu vertreiben. Von allen Seiten kommen unsere Kampfgeschwader, die feind-



Deutscher Sturmtrupp.  
Gemälde von Heinz Höffer int. Zeichenlehrer Luzern.

lichen Flieger von unseren Stellungentern zu halten. An dem Knattern der Maschinengewehre erkennt man die heftigen Luftkämpfe dort oben. Hier, dort stürzt eine Maschine — ist's Freund, ist's Feind? — aus 2000 m Höhe jäh herab, überschlägt sich zweimal, dreimal, vorwärts, seitwärts in wildem Wirbel und — fährt auf einmal kaum 100 m über der Erde davon, als wäre nichts geschehen. Doch dort das Flugzeug saust mit Blitzesschnelle zu Boden, da kommt eines brennend herunter, hier fällt eines mit gebrochenem Flügel, als schwarzer Klumpen die Insassen vorneweg. Und nun schleunigst in das Loch zurück und ausgehalten bis zur Nacht, kauern und frierend in meinen nur noch aus Fetzen bestehenden Hosen. So schleichen tagsüber die Sekunden dahin, in nervöser Unruhe vergeht die Nacht und endlich kommt — vielleicht das Schlimmste — die Ablösung durch den breiten Feuer-gürtel. Wir vier vom Nachkommando hatten zwar noch einen Tag länger auszuhalten, kamen aber dafür sehr gut durch, da wir zufällig nur 5—6 Schuß in unmittelbare Nähe bekamen.“

**Hindenburg-Profil.**

Vor jenem Volk der vielmillionen Krieger,  
Stahlharten Männern, Kämpfern im Streit,  
Rührsamen Frauen, Duldern im Leid,  
Vor jenem Volk, zu ungebrochenem Sieger-  
Willen bis in den Tod bereit  
Erhebt sich scharf, vom Flammenschein  
Der Fronten und Fabriken grell erhellt,

Von Kampfschrei und Sirenenruf umgellt,  
Gigantisch, markig, wuchtig, klar und rein  
Die Zeiten überragend ein Gesicht,  
Und ringsum überall  
Und wie von seinem Licht  
Gedämpft ein Raunen: Unser Feldmarschall,  
Wolf, Int.



### In diesen Bergen . . .

Septembertagsstille. —  
Am weißbemalten Tischlein  
In des Gärtleins Laubesidylle  
Ein Paar Mägdelein.

Flinke Sonnentröpfchen  
Rieselnd durch das Grün  
Auf die braunen Köpfchen  
Und die Wangen glühn.

Auf Bilderbücher die Augen gewandt  
Sie emsig strickend schweigen.  
Hat sie die Kriegserzählung gebannt  
Oder das Märchen „Der Liebesreigen“? —

In diesen Bergen träumt die Welt.  
Und rings auf ew'gen Steinaltären  
Die hehre Gottheit Andacht hält. —  
Männerarme den Frieden wahren.

H. Winter, Int., Disentis.

### Die werdende Macht.

Roman von Otto von Gottberg.

Copyright 1914 August Scherl, G. m. b. H., Berlin.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Bestelle dir Frühstück, Ernst. Hier ist dein Zimmer. Ich gehe in meins und kleide mich schnell an.“

Da drehte er lachend den Schlüssel herum und zog ihn ab: „Du bist doch mein süßes Frauchen und darfst auch im Morgenrock mit mir Kaffee trinken!“

Sie spürte das Brennen seiner Hände auf ihren Oberarmen durch den ganzen Körper, aber zwang sich, kühl und ruhig zu bleiben.

„Klingele dem Kellner, Erni, und setze dich mir gegenüber an den Tisch, damit er uns wie gesittete Menschen findet.“

Warum sprach das sonst so heitere Gretel mit der ernststen Gelassenheit? Es war, als ob etwas Fremdes zwischen ihnen stände. Hatte er sie gekränkt?

Er klingelte und setzte sich etwas verstimmt, weil er auf anderen Empfang gehofft hatte. Als sie ihm gegenüber Platz nahm, steckte sie den Rock unter dem Hals mit einer Sicherheitsnadel zusammen. Der Kellner kam und ging.

„Gretel, hast du mich nicht mehr lieb?“

„Ach, wie gern hätte sie mit den Händen in sein wohlgescheiteltes Haar gegriffen und die Lippen auf seine bittenden Augen gedrückt. Sie schloß für eine Sekunde die ihren, um das Brennen darin zu verbergen und fest zu bleiben.“

Dann sagte sie schlicht und wahr, wie ihr ums Herz war: „Wenn du nur wüßtest, wie lieb ich dich habe, mein großer, guter Junge.“

„Junge?“ Er lachte: „Seit wann nennst du mich Junge, Gretelkind?“

„Das Wort kam mir wohl, weil ich dich krank und hilflos wie ein Kind gesehen habe.“

„Und wie ein echtes, kluges, weises Mütterchen hast du mich gepflegt.“ Er war wieder um den Tisch herum und versuchte, sie zu küssen. Sie saß stockstill. Seine Lippen fanden die ihren, aber keine Antwort.

„Grete, gibst du mir keinen Kuß?“ Zorn klang in seine leidenschaftliche Erregung.

„Wenn du mich nicht mit den Händen berührst.“

„Bin ich dir eklig?“

„Erni!“

Er sah zwei Tränen in ihren Augen und wurde weich, schmeichelte bittend: „Also gib mir einen.“

Sie spitzte die Lippen und hob sie zu den seinen, aber es war nur ein kühler Druck, den er empfing.

Wieder setzte er sich verdrießlich in seinen Stuhl. Der Kellner brachte den Kaffee. Er goß ein und trank, aber schwieg patzig, bis sie sagte: „Ernst, du mußt Geduld haben. Eine Frau hat sich an das Alleinsein mit ihrem Mann erst zu gewöhnen.“

Sie mochte recht haben und war auch immer von scheuer Zurückhaltung gewesen. Er durfte sie nicht quälen und begann zu reden. Er müsse vormittags noch einmal zum Doktor gehen und wolle ihn gleich bezahlen. Sie entschied sich, ihn zu begleiten, weil der alte Herr ihr über seine Berufspflichten hinaus behilflich gewesen war. Sie mußte ihm einen Dank sagen.

Nach dem Frühstück gab er ihr den Schlüssel. Sie zog sich in ihrem Zimmer um. Er hörte das Rascheln von Kleidern, das Klappern von Schubladen. Gern hätte er dabei mit ihr geplaudert, statt müßig zu warten. Sie war doch seine Frau, aber er hätte nicht gewagt, an die Tür zu klopfen. Halb ärgerlich, halb belustigt spürte er, daß das Persönchen eine Persönlichkeit war. Und ihre Sprödigkeit entflamte in ihm eine Leidenschaft . . . ja, das war es, wie jene, die er einst — es schien lange her — für Else gespürt hatte. Wenn es nur erst Abend und dunkel wäre und er Gretels vorwurfsvolle Augen nicht sah. Dann würde er sie überrumpeln und abküssen.

Sie gingen zum Arzt, dann durch die Straßen der Stadt und aßen in einem Restaurant. Nach Tisch drängte er in Grete, nach Hause zu gehen, und malte sich aus, wie er an ihrer Seite, den Arm um ihre Schultern, eine Zigarre rauchen würde. Sie wollte die Schaufenster von Spitzenläden sehen. Gleich fiel ihm das Abschiedsgeschenk ihres Vaters ein. „Kaufen wir“, sagte er, als sie einen Kragen bewunderte.

„Nein, Erni! Arzt und Krankenhaus haben zuviel gekostet.“

„Sei nicht geizig, Gretelkind!“

Sie schüttelte den Kopf und ging, als er die Ladentür zum Eintreten öffnete, so hastig weiter, daß er ihr nur nachlaufen konnte. Kam er unter den Pantoffel? Aber einwenden ließ sich gegen ihr Handeln nichts. Sie hatte immer recht. Mit einer neuen, scheuen Hochachtung sah er an dem von Selbstbewußtsein gestrafften Figürchen hinab. Entzückend, zum Anbeißen sah sie aus. Ihm flimmerte vor den Augen.

„Komm ins Hotel, Lieblich!“

„Warum, Erni?“

„Weil ich dich liebhabbe und mit dir allein sein will.“

„Gut!“ Sie atmete sehr tief hinter geschlossenen Augen und drehte sich um zum Gang ins Hotel. Doch in der Nähe des Bahnhofs führte sie ihn in einen Bücherladen und kaufte zwei Hefte und Zeitungen. Die Hälfte gab sie ihm im Hotel mit dem kühlen Kuß, den er ihr wieder abbettern mußte.

Nach dem Abendessen saßen sie plaudernd in seinem Zimmer, das sie als das größere für gemeinsames Sitzen bestimmt hatte, in zwei Schaukelstühlen. Die Hände hinter dem Haar verschlungen und gegen die Rohrlehne gelegt, dabei dann und wann den Stuhl mit den Füßen vom

Boden stoßend, konnte sie fröhlich mit ihm von Wehhaven plaudern. Sie ahnte den kommenden Triumph, wenn sie sah, wie seine Augen immer wieder hungrig von ihren kleinen Schuhen über das hellblaue Abendkleid bis zu ihrem Gesicht hinaufwanderten und dort mit nicht mehr lachender, sondern scheuer Bitte haften blieben. Sie sprach schnell und ließ keine Pause aufkommen, um einen seltsamen, beschämenden Wunsch zu bannen. Sie wäre gern aufgestanden und hätte sich ihm in den Schoß gesetzt. Doch wäre das Übergabe gewesen und hätte ihr die Niederlage statt des kommenden Sieges gebracht.

Einmal tat er, als müsse er gähnen: „Gretel, wann gehen wir in die Koje?“

„Das hat noch lange Zeit. Aber einen Gutenachtkuß darfst du mir gleich geben.“

Sein Schaukelstuhl schlug hinten gegen die Wand. Auf den Knien lag er neben ihr und hob den heißen Kopf zu ihrem Kinn.

Da konnte sie den Wunsch, in sein Haar zu fassen, nicht bezähmen. Bis zum Scheitel steckte sie die Finger hinein und küßte ihn zum erstenmal wieder lange und warm wie auf der Fahrt nach Mühlhausen. Aber als er das Gesicht dann in dem dünnen, blauen Stoff ihres Kleides barg und die Hände um ihre Schultern schlang, riß sie sich los und sprang aus dem Stuhl. Er sah, wie sie zitternd und beschämt, mit erhobenen flachen Händen abwehrend, vor ihm stand: „Gretel, wir sind doch Mann und Frau!“

„Einen Augenblick, Erni!“  
Rücken voran huschte sie in das Nebenzimmer. Er glaubte, sie wollte etwas holen, griff nach einer Zeitung und wartete. Sie kam nicht zurück. Es war nach halb elf Uhr. Endlich faßte er sich ein Herz und klopfte an ihre Zimmertür: „Gretel, lieb!“

„Erni!“

„Was machst du?“

„Ich liege im Bett und versuche zu schlafen.“

„Das ging zu weit!“

„Du hast ja nichts davon gesagt!“

„Doch, wir haben uns gute Nacht gewünscht.“

Da drückte er entschlossen auf die Klinke. Die Tür war verschlossen! Wie ein dummer Junge stand er davor. Er wollte schellen, aber sie war während des Abends so lieb und nett, so verführerisch hübsch gewesen.

Enttäuscht ging er zu Bett in der Hoffnung, sie werde morgen weniger zurückhaltend sein. Aber von den drei Tagen in Basel ging einer wie der andere. Am Sonntagnachmittag lief sein Nachturlaub ab. Sie kamen in Wehhaven an. Er zeigte ihr den Bahnhofsbau, eine ärmliche, rote Baracke mit plumpem, hölzernem Schuttdach davor.

„Ein Wunder, daß die Bahn sich überhaupt in das Nest traut. Onkel Karl meinte, so stünden Bahnhöfe dort, wo das Ende eines Schienenstranges in der Wildnis oder Prarie verläuft.“ In der Wohnung wartete das Mädchen.

Als die Korridor tür hinter ihnen im Wohnzimmer geschlossen war, nahm Ernst seine Frau beim Arm und führte sie von Wand zu Wand, damit sie sah, daß Stück für Stück nach ihren Wünschen stand.

„Die Stube liegt nach hinten hinaus. Also sieht niemand, wenn Licht ist, und wir können uns vor Besuchern verleugnen, damit wir unter uns bleiben, wenn ich an Land bin.“

Morgen früh muß er auf sein Schiff gehen und kommt erst am Freitag zurück, dachte sie und schmiegte sich an ihn, als er sie durch die beiden Schlafzimmer führte. Über den Korridor schlenderten sie nach vorn, in das Empfangs- und das Eßzimmer. Hier lagen die aus Dieuze geschickten Pakete mit den Hochzeitsgeschenken. Nach dem Essen packte Grete aus. In den Zimmern war allerdings hand umzustellen. Er half, aber hatte schließlich die eigenen Sachen vom Burschen für den Borddienst packen zu lassen. Darüber wurde es spät. Als er endlich nach Grete rief, lag sie todmüde, von Reise und Arbeit erschöpft, auf der Chaiselongue. Er konnte sie nur ins Bett schicken. Am Montagmorgen teilte sie sein hastiges Frühstück, und von der Straße sah er sie am Fenster des Eßzimmers. Immer wieder mußte er sich umwenden und den ersten Abschiedsgruß im jungen Eheleben wiederholen. Er sollte

eigentlich ärgerlich sein, weil sie von so kindlich mädchenhafter Zurückhaltung war. Statt dessen liebte er sie mehr als je und fieberte nach ihr mit so leidenschaftlichem Sehnen, daß er nicht wußte, wie er das Wochenende abwarten könne.

Grete schloß das Fenster, aus dem sie ihm nachgeblickt hatte. Es war schwer, ihn gehen zu lassen, aber auch eine Erleichterung, weil es noch schwerer schien, sich seinen stürmischen Liebkosungen zu entwinden. Sie atmete auf und sah den Sieg. Langweilen würde sie sich während der Woche des Alleinseins nicht. Das Räderwerk der Häuslichkeit war in Gang zu bringen, den Eltern und Schwiegereltern mußte sie schreiben, Einkäufe machen und spazieren gehen, um die Stadt und ihre Umgebung kennen zu lernen. Am Dienstag wanderte sie hinaus. Erinnerungen aus Ernsts Erzählungen und an den Stadtplan halfen ihr, den Weg durch die gradlinigen Straßen zu finden. Draußen ging sie bis zum Deich, der als grüner Wall den Horizont vor den Fenstern der Wohnung sperrte. Vor den gewaltigen Schleusenbauten spürte sie ein Ahnen von der Bedeutung des Ortes. Das Land war flach, und der Blick schweifte unendlich weit über graugrüne Weide, auf der Rinder grasten.

Ohne Baum und ohne Strauch dehnte sich die Erde, die hier von Menschen gemieden sein wollte. Wie die Frucht ihrer Scholle, weigerte sie ihm Holz und Stein für den Bau seines Heims. Geizig hielt sie in Sumpf und Marsch die Wasser eines grauen, verhängten Himmels fest, damit der Herr, der anderwärts ihr rundes Antlitz mit Füßen trat, keinen Versuch wagte niederzusitzen, sich wohl sein zu lassen und Hütten zu bauen, schloß sie den Zweibund mit ihrem Erbfeind von Jahrhunderten, der See. Land und Meer verschmolzen in enger Umarmung zum Morast. Doch der Deutsche fürchtete Gott, aber keine Entente. Hier, wo Holz und Stein, Kohle und Erz, fester Boden zum Gehen und Wasser zum Fahren fehlten, hatte er dem Herrgott ins Handwerk gepfuscht und, um seiner Flotte den großen Kriegshafen zu bauen, das Wasser vom Lande geschieden. Der Adler, der auch der Sonne nicht wich und mit Augen, scharf wie der kühn gebogene Schnabel, jetzt sogar an Luftschiffen durch die Wolken flog, blickte drüben aus der Flagge über dem roten Deichhaus in das Wehen aus Nordwest. Trotz alledem! Der Wind, der rauschend durch sein schwarzes Gefieder strich, flüsterte von einem roten Eiland im Weg, den er genommen hatte. Die Felsen bröckelten. Hungrig fraß das Meer am Gestein. Mochte die Erde altern oder geizen, und die tückische See zum Angriff schreiten! Die Arbeit deutscher Fäuste stützte die Insel und rang der Elemente Zweibund einen Hafen ab, damit die Flotte Feste und Zuflucht fand.

Ja, sie hatten drüben vielleicht Grund, empört zu fragen: Warum geht ihr in Schiffen zu Wasser, wenn doch Meer und Land, Gott und Natur euch den Weg aus dem engen Heim ins Weite und Große sperren? Der Adler hob zur Antwort den scharfen Schnabel: Wie der Sonne weiche ich dem Bund der Elemente nicht! Schirmend hielt er die schwarzen Fittiche über Wehhaven, einer Siegesbeute. Und von dem Boden, der das Denkmal kühnen, starken Wollens trug, durfte mit ihm der Deutsche froh und zuversichtlich ins Wehen aus Nordosten schauen. . .

Als Grete von der Treppe ihres Hauses zur Tür der Wohnung trat, drückte eine Dame auf den Klingelknopf, wendete sich um und stellte sich vor. Metzner? Den Namen hatte sie schon gehört. Jawohl, als den seines ehemaligen Fähnrichsoffiziers hatte Ernst ihn genannt.

Schon im Eintreten plauderte fröhlich und herzlich die etwa Fünfundzwanzigjährige: „Ich glaube, es müsse in der fremden Stadt furchtbar einsam für Sie sein, weil Sie noch keine Besuche machen konnten, und da wir gemeinsame Bekannte haben, möchte ich Ihnen Rat und Hilfe anbieten, liebe Frau Barenheim! Hoffentlich werden wir Freundinnen. Ihre Hamburger Cousinen besuchen mich oft. Das sollte uns zusammenführen.“

(Fortsetzung folgt).

# Bücherschau.

## Max Jungnickel.

Die Brust voll Sonntagsfreude und lachenfroher Lieder läßt Max Jungnickel, einer unsrer Jüngsten, einen neuen „Kleinen Roman“ in die Welt flattern, in die Welt, die erfüllt ist von Treubruch und Mord, von Brand und Blut. „Peter Himmelhoch“ heißt der kleine Roman (Verlag von Hermann A. Wichmann in München) und er ist das Büchlein eines, dessen Augen auch auf dem Schrecklichsten, das sie erblicken, noch die Sonnenflecken zu finden wissen, die es vergülden. Und viel mag es gewesen sein, was er Entsetzliches sah, denn er, der einstmals, vor Stunden noch, wie ein Weihnachtslicht war in einer Kinderhand, er hat kein Herz mehr. Er hat nur noch ein Gewehr; ein rauchendes, heißes Gewehr. Soldat ist er geworden, wie alle die vielen, die hinausgezogen für Deutschlands Ehre, und im Schützengraben wie beim Sturmangriff hat er seinen Mann gestanden, bis ihn die Kugel traf, die ihm bestimmt war. Jetzt harret er im Lazarett in Lothringen seiner Genesung.

„Wer will unter die Soldaten, der muß haben ein Gewehr“, steht am Anfang eines der ersten von Max Jungnickels fünf Büchern. Er hat es bekommen, und mit der markigen „Wacht am Rhein“ auf den Lippen ist er hinausgestürzt in den Kampf, „ein Frühlingssoldat“ — wie ein weiteres Büchlein aus seiner Feder heißt — im wahren Sinne des Wortes, füllt doch das ganze Wesen dieses kaum dem Knabenalter entwachsenen Kriegers das Leuchten und Blühen des Lenzes . . . „Um die dritte Gewehrpyramide tanzt ein bunter Falter wie ein seliges Lächeln des lieben Gottes. Und ans zweite Gewehr legt ein Gänseblümchen so treuherzig das Köpfchen. Vielleicht klettert seine Seele an den Sonnenstrahlen in den Himmel hinauf . . . Wes Herz möchte da nicht mitklettern?“ Im Granatengeifer weiß er, daß hinter dem Kugelregen und hinter dem Röcheln der Sterbenden wundersame, schöne, sonnige Länder liegen, und im Traum hört er leise, ganz leise die Glocken vom Kirchturm eines deutschen Dorfes.

Aber keine Zeit gibt es heute zum Träumen, weiter geht es, „Trotz Tod und Tränen“ — so lautet der Titel des Werkchens, das er uns schenkte — in Schlachten und Kämpfe. Nur in stillen Feierstunden sitzt er im Unterstand und liest beim armseligen Lichterbrennen in einem kleinen, lieben Bibelbuch, beschmutzt und treu. Und vor seinen Augen taucht die Heimat auf, die er uns in seinem neuesten Büchlein beschreibt. Ein sonderbar fein Dörflein ist es, wo Peter Himmelhoch, sein Held, geboren wurde. Ganz Dingelsbach ist so klein und bunt wie ein Bilderbuch, und Schmetterlinge tragen auf ihren Flügeln lauter Himmelslicht ins Dorf. „Von Frühling und von Allerhand“ (wie der Titel eines seiner Bücher) wird auch hier erzählt, aber auch noch von zwei jungen Menschen, die ein Herz haben „so schön wie eine Brautkammer im Frühling: im seligen gedankenreichen Frühling“. Eines Tages aber tönt selbst bis nach Dingelsbach — fünf Meilen hinter Weihnachten, so schlimm ist er! — der Schritt des Krieges, und Peter Himmelhoch wird ein Soldat und zieht mit Flinte, Helm und Patronen und — mit der Laute auf dem Tornister in den Krieg,

„Steht Peter Himmelhoch auf Posten in fremder Sternennacht. Und er denkt:

O du! — Du! Mein seligstes Frühlingslied, du! — Und sonst, mein Gott, sonst bist du noch ein armes Gänsemädchen irgendwo in Dinkelsbach. —

O du! — — —

Eine Kugel durchbohrt Peter Himmelhochs Brust und heißt alle Lieder und alle Liebe verstummen; seine letzte Frage ist nach Dinkelsbach, und sein letzter Gedanke sind zwei blaue Augen . . . Die Feldpost bringt eine Karte an den feldgrauen Peter Himmelhoch, eine Postkarte voller Frühlingsgrüße von einem flachsblonden Gänsemädchen aus Dinkelsbach.

„Der Feldwebel nimmt die Karte, dreht sie hin und her und schreibt mit Bleistift darauf: „Zurück! Adressat verstorben!“ . . .

„Herr Feldwebel, lieber Herr Feldwebel, wie kann ein Bleistift so grausam sein!“ . . .

Ist es schon schwer, über „Peter Himmelhoch“ zu berichten, ohne fortlaufend zu zitieren, so ist es fast ausgeschlossen, mit eigenen Worten die beiden anderen Musenkinder zu beschreiben, die unter der gemeinsamen weißen Einbanddecke mit ihm ruhen. Sie sind so fein gewoben, daß die Hand sich fürchtet, sie zu berühren; wie leicht könnte sie ihren zarten Fallerschmelz zerstören!

Der „Gänseblümchen-Philosoph“ und der „Sternenkantor“ sind Landsleute von Peter Himmelhoch. Irgendwo hinter Weihnachten sind auch sie zu Hause. Des einen Leben scheint uns ein sonniger Maienmorgen, des anderen Tod ein duftiger Feierabend voll seligen Glockenläutens.

Für Matthias Claudius, den er so gerne als Großvater haben möchte, ist der „Sternenkantor“ geschrieben, seinem geliebten Franz Schubert setzt Jungnickel im „Gänseblümchen-Philosophen“ ein Denkmal, Johannes Brahms möchte er im „Peter Himmelhoch“ so gern erfreuen, und für den der sehen kann, lugt durch alle Rhythmen hindurch ein liebes Gesicht mit den Zügen des seligen Jean Paul. Sind das nicht Schutzgeister für ein Buch?!

Wenn in einer Zeit, wie der jetzigen, die so ganz vom Realen beherrscht wird, unsre Jüngsten solcher weltentrückten Poesie fähig sind, so ist daraus zu erkennen, daß heute der Baum der Romantik in vollster Blüte steht. Und vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, wo der Deutsche wieder Muße, Lust und Liebe auch zur lyrischen Poesie hat, wo das Versemachen nicht mehr Sache von allzufrüh verweiketen Treibhausgeschöpfen, noch von kraftstrotzenden Bauernburschen ist, sondern wo ein gleich gesunder wie feiner Mensch, jugendfrisch und doch versonnen, männlich und doch kindlich rein, ohne Roheit doch so ganz unkompliziert, aus den Tiefen edler Menschlichkeit das Kostbarste heraufholt an das Licht der Sonne.

Sollte all das Blut und all das Herzeleid unsres Vaterlandes diese Frucht hervorbringen? Es ist wonnig, das zu denken — ein Frühlingshoffen. Und mir scheint, in Max Jungnickel liegt der Anfang!

Dr. Hanns Hermann Cramer, Königsberg Pr.

Schriftleitung der Deutsch. Int.-Ztg.: Leutn. Sticks unter Mitwirkung von Prof. Woltereck u. Herm. Hesse, Bern, Effingerstr. 6a.

## **Gesucht!**

Zum baldigen Eintritt einige tüchtige, solide

### **Korbmacher**

auf Geschlagenes und Grünarbeit.

**Korbwarenfabrik Egerkingen (Solothurn).**

Gesucht zu möglichst baldigem Eintritt

## **2-3 Elektro-Monteurs**

für Hausinstallationen. Dauernde, gut bezahlte Arbeit.

Offerten an E. MASSHARD, Installateur, Biel, Seestr. 45.